

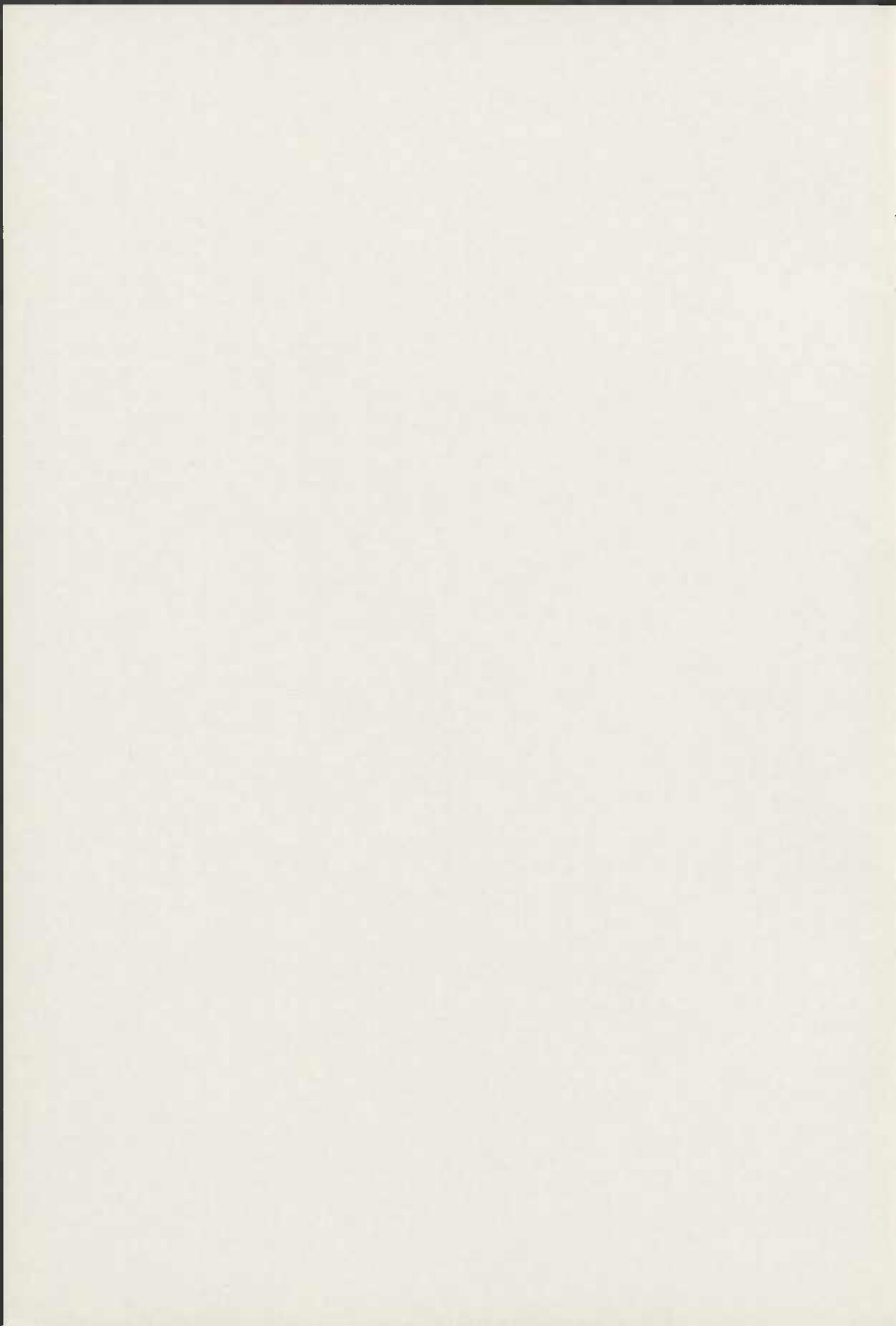
Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 4, Jahrgang 1983

Herausgeber

Zabergäuverein, Sitz Güglingen



Zur Geschichte von Weiler an der Zaber

Festvortrag anlässlich der 700-Jahr-Feier am 17. Juni 1983

von Wolfram Angerbauer

Als im Jahre 1794 eine Kirchenvisitation in Weiler an der Zaber stattfand, berichtete der damalige Pfarrer Michael Christian Haag nicht nur, daß in Weiler der Aberglaube und das Laster der Trunkenheit verabscheut werde, sondern er fügte hinzu, „daß hier die Leute ungemein höflich und wegen ihrer Wohlredenheit, die ihr Handel mit Holz und anderen Artikeln erfordert, einnehmend und empfehlend sind“. Meine Damen und Herren, ich hoffe, daß ich mich bei meinen Ausführungen ebenso wie Ihre Vorfahren vor 200 Jahren durch Wohlredenheit und Höflichkeit auszeichnen kann.

Historische Feste und Jubiläen sind keine Sache von Verdienst und Tugend. Jubiläen kommen, weil die Zeit vergeht. So erinnert der heutige Festabend an ein Ereignis, das nunmehr schon über 700 Jahre zurückliegt. Die gerade im historischen Teil ansonsten zuverlässige und vorzüglich bearbeitete Beschreibung des Oberamtes Brackenheim aus dem Jahre 1873 berichtet zwar, daß Weiler im Jahre 1283 mit Sicherheit erstmals urkundlich genannt werde, als ein Schultheiß Konrad von Wile für 300 Pfund Heller Güter zu Bönningheim erwarb, doch ergab eine nähere Überprüfung dieser Urkunde, daß sich die Oberamtsbeschreibung in diesem Fall irrt. Untersucht man nämlich, in welcher Form der Name der zahlreichen Weiler-Orte erstmals urkundlich überliefert wird, so findet man die Formen Wilare, Wilre oder Wiler, niemals aber Wile. Wile deutet folglich auf einen Ort Weil hin, und vergegenwärtigt man sich, daß die Urkunde von 1283, mit der Schultheiß Konrad von Wile Güter in Bönningheim kaufte, auch mit dem Siegel der „stat von Wile“ beglaubigt wird, so kann sich dieser 1283 genannte Ort Wile nur auf Weil der Stadt beziehen, wo zudem um 1280 ein Schultheiß Konrad nachgewiesen ist.

Diese Erkenntnis entzog der Gemeindeverwaltung jedoch nicht die Grundlage für eine 700-Jahr-Feier, denn vor fast genau 704 Jahren, am 15. Juni 1279, wird in einer in Brackenheim ausgestellten Urkunde, mit der Konrad von Magenheim seinen Widemhof in Bönningheim und das Patronatsrecht der Kirche auf dem Michaelsberg an das Bistum Speyer verkaufte, ein Geistlicher (Leutpriester) Lupoldus von Weiler als Zeuge genannt, der eindeutig Weiler an der Zaber zugeschrieben werden kann. Die Nachforschungen zur ersten urkundlichen Nennung führten jedoch noch zu weiteren Erkenntnissen. Schon Herr Pfarrer Zuberer hat in dem zur 700-Jahr-Feier herausgegebenen Heimatbuch darauf aufmerksam gemacht, daß Weiler eventuell auch bereits im Jahre 1122 erstmals urkundlich erwähnt sein könnte. In jenem Jahre, genau am 5. März 1122, bestätigt Kaiser Heinrich V. die Besitzungen des von Erzbischof Bruno von Trier mit Einwilligung seines Bruders, Graf Poppo von Lauffen, auf seinem erblichen Gut gestifteten Klosters Odenheim. In dieser kaiserlichen Bestätigung wird festgehalten, daß Erzbischof Bruno alle seine Güter in Odenheim, Tiefenbach, Hausen (Massenbachhausen), Rechtenbach (abgegangen), Siboldsweiler (unbekannt), Westheim (Neckarwestheim), Poppenweiler und Gartach (Großgartach) an das Kloster Odenheim zur wirtschaftlichen Ausstattung übergeben habe und daß sein Bruder Graf Poppo von Lauffen überdies die halbe Kirche in Odenheim und auch in Wilare (= Weiler) mit zugehörigen

Gütern dazugegeben habe. Kaiser Friedrich Barbarossa bestätigte im Jahre 1161 diese Besitzübertragung noch einmal, wobei weiterer Besitz von Odenheim insbesondere im Kraichgau und Zabergäu genannt wird, den das Kloster zwischen 1122 und 1161 erworben hatte.

Meine Damen und Herren, es ist nun außerordentlich schwierig, bei der Vielzahl von Weiler-Orten – das trifft ebenso für Orte auf -hausen und -zimmern zu – den 1122 genannten Ort Wilare ohne nähere Anhaltspunkte mit einem bestimmten Weiler-Ort zu identifizieren. Fest steht nach dem Wortlaut der Urkunden aus den Jahren 1122 und 1161, daß Graf Poppo von Lauffen Besitz in Wilare an Kloster Odenheim schenkte. Der Ort Wilare muß also im Herrschaftsbereich der Grafen von Lauffen gelegen haben. Diese Grafenfamilie – nach den Vornamen auch Popponen genannt – gehörte seit dem 10. Jahrhundert zu den führenden Adelsfamilien des Reiches mit weitreichenden Beziehungen zu nahezu allen Teilen des Reiches. Ihr Eigenbesitz, aus dem Wilare stammte, erstreckte sich vom Lobdengau in der Gegend um Worms und Lorsch über das Gebiet des mittleren Neckar um Lauffen in das Zabergäu sowie in den Elsenz- und Kraichgau. Weiler an der Zaber liegt in diesem Herrschaftsbereich. Fest steht ferner, daß 1122 in Wilare die halbe Kirche an Kloster Odenheim geschenkt wurde. Eine derartige Übertragung deutet auf zwei Ortsherrschaften hin, denn entweder behielt Graf Poppo 1122 die andere Hälfte oder diese gehörte damals bereits einer anderen Herrschaft. Auch für Weiler an der Zaber darf man zwei Ortsherrschaften annehmen, da im Jahr 1449 ausdrücklich zwei Kelttern bezeugt werden. Da diese Feststellungen jedoch nicht ausreichen, den 1122 genannten Ort Wilare eindeutig zu identifizieren, muß vielmehr geprüft werden, ob es nicht einen Weiler-Ort gibt, von dem nach 1161 eine Beziehung zu Kloster Odenheim bekannt wird. Der Odenheimer Besitz wird 1122 und 1161 ausführlich beschrieben, er erstreckte sich vom nördlichen Schwarzwald bis zum Odenwald und vom Rhein bis an den Neckar. Eine Überprüfung der in diesem Bereich gelegenen Weiler-Orte ergab nun, daß nach dem bisherigen Forschungsstand weder bei Weiler bei Aglasterhausen, noch bei Weiler bei Steinsberg, Weiher (früher Wilare) bei Ubstadt, Weiler bei Pforzheim Beziehungen zu Kloster Odenheim festgestellt werden konnten. Und wenn es nach der Oberamtsbeschreibung Brackenheim geht, dann gibt es auch bei Weiler an der Zaber keine Beziehung zu Odenheim aus der Zeit nach 1161, doch hier irrt die Oberamtsbeschreibung ein zweites Mal. Dank der Unterstützung durch Herrn Dr. Gerhard Aßfahl aus Zaberfeld konnte im Generallandesarchiv Karlsruhe ein Besitzverzeichnis des Klosters Odenheim aus der Zeit um 1420 ermittelt werden, das nicht den gesamten Besitz des Klosters, jedoch seine großen Höfe im Kraichgau und Zabergäu beschreibt. Und hier findet sich bei der Beschreibung des Odenheimer Hofes auf der damals gemeinschaftlichen Markung von Botenheim und Cleebronn der aufschlußreiche Hinweis, daß zu den Einkünften dieses Hofes auch Hellerzinsen in Höhe von 1 Pfund Heller und 5 Schilling Heller aus 4 Morgen Wiesen gehören, die in Weiler an der Zaber „am Steg“ liegen.

Meine Damen und Herren, ich bin mir sehr wohl bewußt, daß auch dieser Hinweis auf die bislang unbekanntes Verbindung zwischen Weiler a. d. Zaber und Odenheim kein endgültiger Beweis dafür sein kann, daß es sich bei dem im Jahre 1122 genannten Ort Wilare um Weiler a. d. Zaber handelt, doch die Wahrscheinlichkeit ist sehr, sehr hoch. Würde ich heute gefragt, ob man im Hinblick auf diese nun schon so oft angesprochene Nennung von 1122 ein Gemeindejubiläum begehen könne, müßte ich ja sagen, und ich beglückwünsche schon heute viele von Ihnen, daß Sie nach der heutigen 700-Jahr-Feier in 39 Jahren voraussichtlich auch an einer 900-Jahr-Feier Ihrer Gemeinde teilnehmen können, vorausgesetzt, daß in der Zwischenzeit keine neuen Erkenntnisse über die Verbindung eines anderen Weiler-Ortes mit Odenheim gewonnen werden.

Nach dieser etwas ausführlichen Behandlung der Frage der ersten urkundlichen Erwähnung möchte ich in einem zweiten Teil kurz einige Hauptlinien der geschichtlichen Entwicklung von Weiler bis zum 18. Jahrhundert skizzieren. Nach den sehr wahrscheinlichen Nennungen in den Urkunden von 1122 und 1161 und der Erwähnung des Leutpriesters Lupold im Jahre



*Altes Schulhaus
mit Kirche in Weiler*

Foto:
Gemeindeverwaltung
Pfaffenhofen

1279 wird Weiler erst wieder 1296 genannt, als Rudolf von Neuffen und sein Schwager Ulrich von Magenheim Güter und Einkünfte in Güglingen und Weiler an das Kloster zum hl. Grab in Speyer verkauften. Weiler stand somit im 13. Jahrhundert in Verbindung mit den beiden vornehmsten Adelsgeschlechtern des Zabergäus, die eng mit den Staufern zusammenarbeiteten. Aufschlußreich ist besonders der Hinweis, daß auch die Herren von Neuffen in Weiler begütert waren, die seit etwa 1200 im Zabergäu erscheinen und eine kleine Herrschaft mit der von ihnen erbauten Burg Blankenhorn als Mittelpunkt errichteten, wobei sie den Namen ihrer Stammburg Weißenhorn in Bayrisch Schwaben in das Zabergäu übertrugen. Der Besitz der Neuffener im Zabergäu gelangte nämlich kurz vor oder nach 1200 von den Staufern an die sie stützenden Neuffener, so daß man auch hier in Weiler möglicherweise staufischen Besitz oder einzelne staufische Rechte vermuten darf.

Das 14. Jahrhundert brachte für Weiler den Übergang an Württemberg, das seit dem Untergang der Stauer in der Mitte des 13. Jahrhunderts vom Ausgangspunkt Remstal-Stuttgart aus eine Politik der Expansion nach allen Richtungen verfolgte. Seinen im Zabergäu erworbenen Besitz faßte Württemberg in den Ämtern Brackenheim, Güglingen und Lauffen zusammen, wobei Weiler dem bis 1808 bestehenden Amt Güglingen zugeordnet wurde.

Aus dem 15. Jahrhundert hat sich die wohl bemerkenswerteste schriftliche Quelle zur Familien- und Sozialgeschichte in Weiler erhalten, eine bislang nicht veröffentlichte Steuerliste aus dem Jahre 1471. Um 1470 wurde in Württemberg das Vermögen aller Bürger neu veranschlagt, und die damals angelegten Steuerlisten geben vielfach die ersten aufschlußreichen Hinweise auf Bürgerzahlen, Familiennamen und Vermögensverhältnisse. Genannt werden 1471 für Weiler 41 Bürger, so daß – die Familienangehörigen sind nicht aufgeführt – etwa 160 Einwohner angenommen werden dürfen. Manche der 1471 genannten Namen sind von Handwerken abgeleitet (Bäcker, Bender, Schuchmecher, Schnider, Weber, Ziegler), manche verweisen vermutlich auf Eigenschaften der Namensträger, wenn man Namen wie Stolzgang oder Sprungheinrich liest. Als reichster Bürger wird 1471 Hans Schultheiß genannt, der ein Vermögen von 360 Gulden zu versteuern hatte (in Alt-Cleebronn versteuerte zu gleicher Zeit der reichste Bürger 240 Gulden, in Botenheim nur 125 Gulden). Insgesamt 20 Bürger versteuerten ein Vermögen zwischen 35 und 500 Gulden, 9 besaßen ein sehr geringes und 11 gar kein Vermögen. Vergleicht man diese Steuerliste mit zwei weiteren, die sich aus den Jahren 1525 und 1545 erhalten haben, so fällt hinsichtlich der Familiennamen und der Vermögensverhältnisse zweierlei auf:

1. *Familiennamen*. 1525 werden 39 Bürger namentlich genannt, aber von den im Jahre 1471 genannten 41 Namen haben sich lediglich 8 erhalten (und dies in einem Zeitraum von nur 50 Jahren). Und von diesen 8 Namen taucht 1545 auch keiner mehr auf. Kurz vor oder nach 1500 muß hier in Weiler – und dies dürfte auch in anderen Orten nachzuweisen sein – eine ganz gewaltige Bevölkerungsbewegung stattgefunden haben, die wohl nicht nur, da die Einwohnerzahlen leicht zunahmen, durch die Pest bedingt war.

2. *Vermögensverhältnisse*. Ein Vergleich der Steuerlisten von 1471 und 1545 zeigt, daß das Gesamtvermögen aller Bürger von 2400 Gulden im Jahre 1471 auf 8100 Gulden im Jahre 1545 zugenommen hatte. Es hat sich, da zwischen 1470 und 1545 eine Geldentwertung von etwa 50 % angenommen wird, also nahezu verdoppelt. Von 45 Bürgern besaßen nunmehr 36 ein Vermögen von 20 bis 1000 Gulden, unter 20 Gulden lagen in Weiler nur 7 bis 8 % (der Durchschnitt im Herzogtum Württemberg lag bei 18,2 %). Weiler war damit um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wie Vogt und Bürgermeister zu Güglingen im Jahre 1582 feststellten, ein „vermöglischer wolhabender Fleck“.

Das 16. Jahrhundert wird in der Geschichte von Weiler vor allem durch den Bauernkrieg und einen wirtschaftlichen Abschwung seit etwa 1570 gekennzeichnet. Über die Beteiligung der Gemeinde am Bauernkrieg und insbesondere ihres Pfarrers Eisenhut, der vermutlich aus Weiler stammte, da der Familienname Eisenhut aus der Steuerliste von 1471 überliefert ist, hat Herr Pfarrer Zuberer ausführlich in dem Heimatbuch berichtet, so daß ich in diesem Zusammenhang nur noch ein Wort zu dem bekannten Anführer der Bauern im Zabergäu, Hans Wunderer, sagen möchte. 1525 gab es im Zabergäu offensichtlich mehrere Personen mit dem Namen Hans Wunderer, darunter vor allem der bekannte Baumeister aus Pfaffenhofen und der Bauernführer. Auch von diesem wird bislang angenommen, daß er aus Pfaffenhofen stammt. Lange Jahre glaubte man sogar, der Baumeister und der Bauernführer seien identisch. Schaut man sich jedoch die von mir bereits zitierten Steuerlisten an, so fällt folgendes auf: 1525, also im Jahre des Bauernkrieges, wird in Pfaffenhofen lediglich eine Els Wunderer genannt, von der in anderem Zusammenhang bekannt wird, daß es sich um die Witwe des Baumeisters Hans Wunderer handelt. In den Steuerlisten von Weiler werden 1471 und 1525 mehrere Familien Wunderer erwähnt, darunter 1525 ein Hans Wunderer. Auch in Niederhofen ist ein Hans Wunderer bezeugt. Wäre es daher nicht denkbar, daß der bekannte Bauernführer Hans Wunderer aus Niederhofen oder aus Weiler stammt?

Meine Damen und Herren, die Gründe für den von mir bereits angesprochenen wirtschaftlichen Abschwung seit etwa 1570 nennt der bereits einmal angesprochene Bericht von Vogt und Bürgermeister zu Güglingen aus dem Jahre 1582, in dem über das Einkommen von Stadt und Amt berichtet wird. Hier heißt es über Weiler, daß der einst „vermöglische und wohlhabende Fleckh“ seit 15 Jahren „in zimlichen Abgang gerathen“ sei. Die Gemeinde



Alte Milchsammelstelle im Rathaus Weiler

Foto: Gemeindeverwaltung Pfaffenhofen

habe nämlich eine Mahlmühle gekauft und zum Erwerb und zur Unterhaltung dieser überhaupt nicht richtig funktionierenden Mühle über 200 Morgen des Gemeindewaldes abgeholzt, um durch Holzverkäufe Geld zu erhalten. „Es sei zum Erbarmen“, so der Güglinger Vogt 1582, vor allem, weil die Gemeinde trotz dieses Opfers „dannoch solliche Mulin wider von Handen lassen muessen“. Vergegenwärtigt man sich die enorme Bedeutung des Holzes in früheren Zeiten (Brennholz und Rohstoff der Handwerker gerade in Gemeinden mit Weinbau), so war der Mühlenkauf um 1570 in der Tat ein wirtschaftlicher Mißgriff. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts war der Gemeindewald wieder einigermaßen angemessen aufgeforstet, zuvor wurden die Bäume viel zu jung gehauen. So kam es im ganzen 17. Jahrhundert immer wieder wie 1620 zu Klagen über Holzmangel, als sich mehrere Familien bei Herzog Johann Friedrich von Württemberg darüber beschwerten, daß sie von der Gemeinde zu wenig Holz erhielten. Der Vogt zu Güglingen gestattete jedoch im Einvernehmen mit der herzoglichen Regierung keine zusätzlichen Holzabgaben durch die Gemeinde, weil der Gemeindewald noch immer „in starkem Abgang“ sei, und fügte hinzu, wenn die Bittsteller von „unnötigem Zechen und andern Obersünden“ abließen und wenn vor allem die Weiber etwas friedlicher beieinander wohnen würden, hätte es vermutlich gar keinen Grund zu einer Klage gegeben.

Das 17. Jahrhundert war in der Geschichte von Weiler durch vielfältige Kriegsereignisse geprägt. Zu den größten Katastrophen in der deutschen Geschichte zählt bekanntlich der 30jährige Krieg, eine Auseinandersetzung zwischen der vom Kaiser aus dem Hause Habsburg geführten katholischen Liga und der von Dänemark, Schweden und Frankreich unterstützten protestantischen Union. Besonders das Zabergäu hatte als vorzügliche Durchgangsstrecke unter den Truppen beider Parteien zu leiden, wobei die Bevölkerung ebenso stark unter den während des Krieges wütenden Krankheiten, Seuchen und Hungersnöten litt. Vor allem nach der Niederlage der Schweden 1634 in der Schlacht bei Nördlingen brach über das mit diesen verbündete Herzogtum Württemberg das Verderben herein. Aus einem 1652 erstatteten Bericht des Schultheißen zu Weiler und aus einem Bericht der herzoglichen



Rathaus, jetzt Verwaltungsstelle in Weiler

Foto: Gemeindeverwaltung Pfaffenhofen

Oberräte aus dem Jahr 1654 erheilt, daß Weiler zwischen 1635 und dem Friedensschluß 1648 „ganz öd und ohnbewohnt gestanden“, daß überhaupt nur zwei alte Männer, darunter der Schultheiß, nach 1648 wieder in Weiler angingen. Alle anderen ehemaligen Bewohner waren entweder gestorben oder abgewandert.

Die Gemeinde Weiler stand somit nach 1648 vor einem völligen Neubeginn, der vor allem von Soldaten durchgeführt wurde, die sich in Weiler niederließen und für 50 bis 100 Gulden die verlassenen und baufälligen Häuser sowie die öden Güter aufkauften, die vor dem 30jährigen Krieg etwa 1000 Gulden wert gewesen waren. 1652 lebten durch diese Ansiedlung von Soldaten wieder 22 Bürger in Weiler („arme leuth, aber doch hartschaffende Soldatenköpff“, wie die herzoglichen Oberräte feststellten), die nun aber beinahe etwas getan hätten, was endgültig den wirtschaftlichen Ruin der Gemeinde bedeutet hätte. In den Anfangsjahren des 30jährigen Krieges hatte die Gemeinde nämlich zur Bezahlung der vielfältigen Kriegssteuern und sonstigen Kriegslasten Schulden machen müssen und den Gemeindewald als Unterpfand eingesetzt. Die Neubürger nach 1648 waren anfangs nicht bereit, die Zinszahlungen für diese Schulden zu übernehmen und wollten lieber den Gläubigern den gesamten Gemeindewald überlassen. Erst nach dem Hinweis der herzoglichen Oberräte, daß die Herausgabe des Gemeindewaldes „höchstschädlich“ für die Gemeinde sei, daß eine derartige Herausgabe den Nachkommen gegenüber nicht verantwortet werden könne und daß die Zinszahlungen überdies in keinem Verhältnis zu den Kosten für Bau- und Brennholz stünden, konnten die „Soldatenköpff“ schließlich dazu gebracht werden, die Zinszahlungen zu übernehmen.

Noch weit bis in das 18. Jahrhundert hinein galt die Gemeinde als „armer Fleck“ im Amt Güglingen. Immer wieder baten anlässlich von Kirchenvisitationen Pfarrer und Schulmeister um Versetzung wegen der zu geringen Besoldung. Der Zustand von Kirche, Schulhaus oder Pfarrhaus wurde als äußerst schlecht beklagt. Das Schulhaus bestand lange Jahre aus einer einzigen Stube, in der der Schulmeister mit seiner Familie lebte und in der unter-

richtet wurde, wobei es Schwierigkeiten gab, wenn die Schulmeisterin im Kindbett lag. Wegen seiner geringen Besoldung schenkte der Schulmeister zwischen dem Vor- und Nachmittagsunterricht Wein aus. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts besserten sich die Verhältnisse allmählich. 1751 konnte die erneuerte Kirche eingeweiht werden, 1767 erfolgte eine bemerkenswerte Ausmalung und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besserten sich auch, nicht zuletzt bedingt durch den Schulhausanbau der Jahre 1740/41, die schulischen Verhältnisse, so daß um 1790 die Mädchen in Weiler als die „geschicktesten im Rechnen“ im Dekanatsbezirk Güglingen bezeichnet wurden.

Meine Damen und Herren, es könnten noch manche Begebenheiten aus der Geschichte des 18. und auch des 19. Jahrhunderts skizziert werden, doch darf in diesem Zusammenhang auf das ansprechende Heimatbuch mit Texten von Herrn Pfarrer Zuberer und Herrn Bürgermeister a. D. Widmaier verwiesen werden. Lassen Sie mich daher meine Ausführungen, in denen vor allem einige noch nicht veröffentlichte Aspekte angesprochen werden sollten, mit einem Wort des Schriftstellers Otto Heuschele beschließen: „Wir rufen diese Erinnerungen nicht herauf, um gelehrtes Wissen auszubreiten. Wir erinnern uns vielmehr, weil wir den Ort suchen, wo wir heute stehen; wir blicken zurück, nicht um der Gegenwart zu entfliehen, sondern um sie zu verstehen.“

Literatur- und Quellenhinweise

700 Jahre Weiler a. d. Z. einst und jetzt. Mit Texten von Eugen Zuberer und Wilhelm Widmaier, herausgegeben von der Gemeindeverwaltung Pfaffenhofen 1983.

Beschreibung des Oberamts Brackenheim, Stuttgart 1873.

Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestände A 54 Steuern und A 281 Kirchensitationsakten.

Generallandesarchiv Karlsruhe 66/6286 Lagerbuch Odenheim.

Bedeutende Persönlichkeiten aus Bönningheim (III)

von Elisabeth Zipperlen

Prof. Dr. Wilhelm von Zipperlen

An der Hauptstraße, in der Nähe des Oberen Tores, stand das große Wohnhaus, in dem mehrere Generationen der Huf- und Waffenschmiede Dilchinger-Zipperlen wohnten und neben dem Schmiedeberuf auch die Tätigkeit eines Tierarztes ausübten. So auch der am 26. Juni 1796 geborene Wilhelm Friedrich Zipperlen, der 1820 die Bürgermeisterstochter Christiane Katharina Lilienfein ehelichte. Vier Kinder wurden dem Ehepaar geboren, am 12. Oktober 1829 der Sohn Wilhelm. Nach dem Besuch der Bönningheimer Lateinschule kam Wilhelm in das damals weltbekannte internationale Knabeninstitut des Pfarrers Dr. Ulrich Hahn in Bönningheim. Hier legte Wilhelm Zipperlen die Reifeprüfung ab. Er hatte sich entschlossen, Tierarzt zu werden. Sein Vater verlangte aber vor dem Studium, daß sein Sohn noch das Hufbeschlagen lernen sollte, um erst dann auf die Tierärztliche Hochschule nach Stuttgart zu gehen (1848 bis 1850). Anschließend studierte er in Berlin (1851 bis 1852).

Mit großem Erfolg legte er alle Prüfungen für Oberamtstierärzte ab. Zur weiteren Ausbildung unternahm er größere Reisen und ließ sich dann als Regimentstierarzt zuerst in Ludwigsburg, dann in Ulm nieder. 1856 verheiratete sich Zipperlen mit der Knittlingerin Karoline Wasser. Vier Kinder wurden dem Ehepaar geboren, zwei starben gleich nach der Geburt, eine Tochter verheiratete sich mit dem Gutsbesitzer Herrn von Feder, deren Ehe

aber kinderlos blieb. Soweit wäre alles einen normalen Lauf gegangen. Dann aber kam die Berufung Zipperlens nach Hohenheim. Aber vorher begann noch ein grausiges Intrigen-spiel von seiten der Hohenheimer Lehrer, die glaubten, daß Zipperlen dem Posten nicht gewachsen sei, da er bekanntlich das populärwissenschaftlich abgefaßte Buch „Zipperlen's praktischer Haustierarzt“ im Ebner Verlag Ulm (Der illustrierte Haustierarzt) herausgegeben hatte. Zipperlen selber schreibt im Vorwort: Bei der großen Menge der populären Werke der Tierheilkunde dürfte es überflüssig erscheinen, deren Zahl durch eine weitere Schrift zu vermehren ... Wenn nun der Verfasser sich zu einem solchen Schritt entschloß, geschah es nicht aus Schreibsucht ..., sondern weil die meisten vorhandenen populären Werke den Anforderungen der Landwirte nicht vollständig entsprechen ...

Das Ministerium und König Karl hielten trotz der Proteste aus Hohenheim an Zipperlen fest, weil er Württemberger war und erstklassige Zeugnisse besaß, so daß das „populäre Hausbuch“ keinen Nachteil für ihn hatte. Der neue Professor wurde sogleich zum Oberamtstierarzt des Amtsoberramts Stuttgart gewählt, und seine Vorlesungen waren stark besucht. Er las über Anatomie und Physiologie der Haustiere, Tierheilkunde, tierärztliche Geburtenhilfe und Arzneimittellehre, Seuchenlehre sowie die wichtigsten inneren und äußeren Krankheiten der Haussäugetiere, Pferdezucht und Hufbeschlagkunde. Zipperlen hatte sich schnell in das neue Amt eingearbeitet. Mit seinem großen Wissen, mit seiner glänzenden Beredsamkeit gelang es ihm sehr schnell, die Köpfe und Herzen seiner Studenten zu gewinnen. Er verstand es, seine Gedanken mit bestechender Logik zu vertreten und besaß dazu ein organisatorisches und auch diplomatisches Talent, dazu kam noch sein volkswirtschaftliches Interesse. War man schon in der Ulmer Zeit auf Wilhelm Zipperlen aufmerksam geworden, so geschah es jetzt erst recht, er kam immer mehr in das Blickfeld der Öffentlichkeit. Die Zeit nach 1872 erkannte in zunehmender Weise die Bedeutung der landwirtschaftlichen und tierärztlichen Forschung für die bäuerliche Praxis. 1881 wurde er als Berichterstatter in das Königliche Medizinalkollegium gewählt, 1887 wurde er Mitglied der Landesgestütskommission, Examinator bei der Staatsprüfung in Stuttgart, Delegierter im Deutschen Veterinärtrat und schließlich Mitglied mehrerer weiterer wichtiger landwirtschaftlicher Kommissionen.

Neben diesen außerordentlichen Tätigkeiten hielt Professor Zipperlen seine Studenten immer auf dem laufenden, so z. B., als Robert Koch das Tuberkulosebakterium entdeckte und einen speziellen Impfstoff hergestellt hatte. 1876 wurde Zipperlen von der Deutschen Partei für Stuttgart-Amt als Delegierter in den Landtag gewählt und wurde Mitglied der Finanzkommission. Volle 30 Jahre wirkte er als Professor in Hohenheim. An seinem 70. Geburtstag 1879 ernannte ihn König Karl von Württemberg zum Ehrenritter des Ordens der Württembergischen Krone. Mit diesem Orden war der persönliche Adel verbunden. Der Herr Professor merkte es aber auch langsam, daß er überlastet war. Deshalb legte er 1894 sein Landtagsmandat nieder, und 1901 ließ er sich in den Ruhestand versetzen. Seine außerordentliche Beliebtheit kam bei der Verabschiedung so recht ans Licht: Im Staatsanzeiger vom 31. Juli 1901 erschien ein ausführlicher Bericht, auch über die vielen Reden, den großen Fackelzug der Studenten und die wohlthuenden Worte des „Lehrerkonvents“. Seine Heimat Bönningheim hat er nie vergessen. Er stiftete der evangelischen Kirche die silbernen Altargeräte. An einem Schlaganfall verschied Wilhelm von Zipperlen am 2. Juni 1905. Sein schönstes Denkmal hat er sich selbst geschaffen in seinem 1869 erschienenen populären Werk „Der illustrierte Haustierarzt“. Dieses Werk ist bis heute noch nicht veraltet und erweist sich bis heute als brauchbar, sonst wäre es nicht in unserer Zeit als 13., wenn nicht gar als 14. Auflage erschienen.

Christian Daniel von Hoven

Wir dürfen bei den in Bönningheim geborenen Söhnen nicht Christian Daniel von Hoven vergessen, der am 6. Mai 1732 auf die Welt kam, als Sproß einer der ältesten in Bönning-

heim ansässigen Familien, die über 400 Jahre lang genannt wird. Auch ihm war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einmal vom gemeinen Soldaten bis zum Obersten und Regimentsführer aufsteigen würde. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges treffen wir den jungen Bönningheimer Christian Daniel von Hoven als Fourier (Verpflegungsunteroffizier) bei dem württembergischen Regiment von Spitznas in der Kompanie des Hauptmannes von Lengefeld. Dieses Regiment gehörte zu den württembergischen Truppen, die Herzog Carl Eugen an Frankreich verpflichtet hatte. So nahm von Hoven auch an dem Feldzug gegen Friedrich den Großen teil. Die Feuertaufe erhielt er bei der Belagerung von Schweidnitz.

Nach der Beförderung zum Leutnant konnte er auch ans Heiraten denken; er vermählte sich mit der Tochter des Stabsrichters und Revierförsters Vischer aus Zavelstein. Am 14. März 1759 wurde dem Hovenschen Ehepaar ein Sohn geboren, der den Namen Friedrich Wilhelm bekam.

Nachdem von Hoven sich an mehreren Feldzügen des Siebenjährigen Krieges ruhmvoll beteiligt hatte, beförderte ihn Herzog Carl Eugen zum Hauptmann im Regiment von Stein, in dem seit 1761 der Vater des Dichters Friedrich Schiller Hauptmann war. Eine innige Freundschaft verband von nun an diese beiden Familien miteinander, da ja beide Väter ein gemeinsamer Lebensweg verband. Die beiden Familien wohnten zuerst während ihrer Amtstätigkeit in Ludwigsburg zusammen im Cottaschen Hause an der Stuttgarter Straße. Die Freundschaft der Eltern übertrug sich auch auf die Kinder. Christian Daniel von Hoven wurde Pate zu Vater Kaspar Schillers Töchterchen Maria Charlotte, die am 28. 11. 1768 geboren wurde, aber schon früh verstarb.

Der Ehe des Hauptmanns von Hoven sind zwei Söhne und mehrere Töchter entsprossen. Die beiden Söhne Hovens besuchten zusammen mit Friedrich Schiller in Ludwigsburg die Lateinschule. Friedrich Wilhelm von Hoven und Friedrich Schiller waren im Anschluß an die Lateinschule miteinander Zöglinge der Hohen Karlsschule. Der jüngere von Hoven starb schon im Alter von 18 Jahren, was seinem Freund Schiller zu dem bekannten Gedicht „Eine Leichenphantasie“ Anlaß gab.

Der vom Herzog hochgeschätzte Christian Daniel von Hoven erhielt 1779 die ehrenvolle Berufung zum Intendanten des Militärwaisenhauses zu Ludwigsburg. Diese Stelle bekleidete er bis zur Aufhebung des Institutes 1793. Hauptmann von Hoven trat dann in den Frontdienst zurück und wurde zum Major befördert mit Sitz in Stuttgart. Nach einigen Jahren, als er zum sechsten Male in den Krieg zog, wurde er 1802 zum Oberstleutnant befördert. Es ist bekannt, daß er ein tapferer Soldat war; strengste Redlichkeit und starkes Ehrgefühl zeichneten ihn aus. Es kam einmal durch eine ehrenrührige Handlung eines seiner Untergebenen, daß er bei der Aburteilung in Gegensatz zu seinem Landesfürsten geriet. Der Herzog war über Hoven so empört, daß er ihn kurzerhand auf dem Hohenasperg einsperren ließ, bereute aber bald seinen Übereifer und Jähzorn, nachdem sich die Unschuld von Hovens herausgestellt hatte. Daraufhin ernannte der Herzog den Oberstleutnant zum Oberst und Kommandanten und übertrug ihm die Führung des Regimentes von Seeger in Stuttgart, dem späteren Infanterie-Regiment Alt-Württemberg Nr. 121. Mit 73 Jahren zog von Hoven 1805 nochmals in den Krieg und heftete weitere Lorbeeren an seine Fahnen. Bis 1817 befehligte er sein Regiment und trat dann in den wohlverdienten Ruhestand, als Pension erhielt er für 60 Jahre treue Dienste 1500 Gulden bewilligt. Nur ein kurzer Ruhestand war ihm beschieden, diesem wackeren Bönningheimer, nach einem rastlosen, bewegten Leben. Am 27. März 1823 schloß er 91jährig seine Augen zur ewigen Ruhe. Sein Leben war in einen der bewegtesten Zeitabschnitte der Weltgeschichte gefallen. Vier Landesfürsten diente er in den 60 Jahren, und in sieben Feldzügen hat er sich in vielen Schlachten bewährt und Verdienste um Württemberg erworben.

Die Schäfereien des oberen Zabergäus (I)

von Gerhard Abfahl

Die Schafzucht spielte in früheren Zeiten eine sehr bedeutende Rolle. Es gab kein Dorf, das nicht einen Schäfer und eine Herde gehabt hätte. Auf vielen alten Ortsansichten ist der Schäfer mit seiner Herde zu sehen. Dies hat sich, was das Unterland betrifft, im letzten Jahrhundert grundsätzlich geändert. Während 1783 in Württemberg noch 300 000 Schafe auf der Weide liefen und im Jahr 1801 für die drei Bezirke Brackenheim, Güglingen und die Orte des oberen Zabergäus noch über 10 000 Schafe gezählt wurden (Land-, Bastard- und spanische Schafe), gab es nach der Statistik von 1978 im ganzen Landkreis Heilbronn etwa gerade so viele Tiere wie 1848 im Zabergäu (6573 Schafe und 2285 Lämmer).

Jede Gemeinde war früher berechtigt, eine festgesetzte Zahl von Schafen zu halten; dies hing in erster Linie von der Größe der Markung und der als Brach- und Ödland anstehenden Fläche ab, wobei der Schafstand im Früh- und Spätjahr oft recht verschieden war. Die nachfolgenden Zahlen anhand einer Statistik aus dem Jahr 1801 zeigen, daß eine besonders hohe Zahl von Schafen im Raum um Güglingen zu finden ist (2100 Schafe in Güglingen, Balzhof und Pfaffenhofen), während die Weinbaugemeinden des unteren Zabergäus etwas geringere Zahlen aufweisen (1): Brackenheim 600 Schafe, Balzhof 700, Botenheim 250, Hofen 225, Cleebronn 350, Dürrenzimmern 250, Haberschlacht 250, Hausen an der Zaber 350, Kirchheim am Neckar 400, Kleingartach 450, Magenheimer Hof 600, Meimsheim 400, Niederhofen 300, Nordheim 400, Nordhausen 100, Stetten 400, Güglingen 900, Eibensbach 150, Frauenzimmern 300, Spielberg 60, Ochsenbach 150, Pfaffenhofen 500, Häfnerhaslach 150, Kirbachhof 100, Sternenfels 300, Weiler 200, Ochsenburg 500, Leonbronn 150, Zaberfeld 350, Michelbach 150, Pfitzenhof 90, zus. 10 100 Tiere.

Die Schafzucht reicht in frühe Zeit zurück. Bereits Karl der Große hatte auf seinen Höfen Schäfereien einrichten lassen; auch Kloster Maulbronn besaß schon im 12. Jahrhundert große Schafherden, so auch in Kürnbach. Im Zusammenhang mit der Wüstungsbewegung des Spätmittelalters kamen vor allem die herrschaftlichen Schäfereien wie seit 1491 auf dem Magenheimer Hof auf, die sich bis ins 18. Jahrhundert so vermehrten, daß in sehr vielen Gemeinden solche Schäfereien als Bestandslehen ausgegeben wurden.

Hier sollen im folgenden nur die Schäfereien des oberen Zabergäus (Ochsenburg, Leonbronn, Zaberfeld, Michelbach, Pfitzenhof und Kürnbach) betrachtet werden. Soweit wir an diesen Orten die Schäfereien zurückverfolgen können, gehörten sie den Herren von Sternenfels als herrschaftlicher Bestand und waren vermutlich mit den Lehen dieser Herren teilweise verbunden. Die Ochsenburger Schäferei hatte den Trieb auf dem Riesenhof, der Ochsenburger, Zaberfelder, Michelbacher, Mörderhausener, Muttersbacher und Ransbacher Markung sowie auf dem Pfitzenhof, zum Teil auch auf der Leonbronner Markung. Zur Zeit der Herren von Sternenfels war sie in die zwei Distrikte Ochsenburg und Zaberfeld geteilt, wobei aber beide eine gemeinsame Weide hatten. Schließlich hatte der Kürnbacher Schäfer, der zu einer anderen Sternenfelsler Linie gehörte, das Weiderecht auf einem bestimmten Ochsenburger Bezirk und gewissen Teilen der Leonbronner und Mörderhausener Markung.

Die Ochsenburger Schäferei

Die Weiderechtigkeit war in einer Ordnung niedergelegt, die Michel von Sternenfels um 1602 aufstellte und die von Theodor Bolay veröffentlicht wurde (2): Wer in Ochsenburg herrsche, solle überall den Schaftrieb haben und die Weide gebrauchen wie von alters her. Die Schäferei wurde einem Bestandsschäfer gegen einen Jahresbetrag verpachtet. Er hatte in Ochsenburg seinen Sitz (mit Haus, Stall und Scheuer) und sollte von hier aus in vier genau festgelegten Trieben das Weiderecht ausüben.

Der erste Trieb ging vom Schafhof gegen Westen den Kürnbacher Weg hinaus bis zum Hochgericht und hohen Kreuz auf Ochsenburger Markung und grenzte dort an den Weidedistrikt des Kürnbacher Schäfers. Der zweite Trieb führte gegen Osten bis zum Michelbach durch das Dorf Ochsenburg. Der dritte Trieb ging gegen Süden bis nach Zaberfeld und durch das Dorf, soweit die Weide reichte, und der vierte Trieb zog sich gegen Südosten hin Leonbronn zu und weiter durchs Dorf in die Hälden am Stromberg. Dabei war es erlaubt, die dreijährigen und älteren Häue der Gemeindewälder mit den Schafen zu befahren, dagegen waren die herrschaftlichen Wälder und Weinberge grundsätzlich davon ausgenommen.

Der Schäfer mußte mindestens 500 Schafe halten, durfte aber deren Zahl bis auf 650 anheben. Dafür mag die Weide von ursprünglich 920 Morgen Brachland gerade hingereicht haben. Doch bedeuteten Rechte des Kürnbacher Schäfers eine gewisse Minderung. Dieser durfte nämlich im westlichen Teil der Ochsenburger Markung weiden, und zwar von der Sternenfelser Straße herauf bis zu den Hochgerichtsfeldern, dem Köllen-(oder Krallen-) Kreuz, dem Silberacker und dem dortigen Kreuz und bis zum Sulzfelder Weg bei der langen Steig. Durch Armut veranlaßt mußte 1694 die Gemeinde Leonbronn ihre Schäferereigerechtigkeit auf Leonbronner und Mörderhausener Markung an die Ochsenburger Herrschaft um 125 Gulden verkaufen, was eine gewisse Vergrößerung der Ochsenburger Weide gebracht hat. Da aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Brachfeld mit Klee und Kartoffeln teilweise angebaut wurde, verringerte sich die Weidefläche um ein Drittel und betrug nur noch 610 Morgen, was für die Schafe, das Rindvieh und die Schweine nicht mehr gereicht hätte, wenn nicht die Mörderhausener Egart zur Verfügung gestanden wäre.

Noch in der Zeit der Herren von Sternenfels (vor 1737) wurde die Zaberfelder Schäfererei von der in Ochsenburg getrennt. Offiziell geschah es erst durch ein herzogliches Dekret aus dem Jahr 1786. Der Zaberfelder Schäfererei wurden damals die Markungen Zaberfeld, Ransbach, Muttersbach, der Rößner, die Mörderhausener Markung (Äcker, Wiesen und Egart) und der Pfitzenhof zugewiesen. Der Schäfer dieses Bezirks hatte seinen Sitz in Zaberfeld und sollte 800, später 500 Schafe halten (Zaberfeld 350, Michelbach 150, Pfitzenhof 70). Später gehörte zum Pfitzenhof eine eigene Schäfererei.

Daß es zwischen den Schäfern, der Herrschaft und den Bauern häufig zu Auseinandersetzungen kam, zeigen Verträge und Ordnungen, die bis zum Jahr 1527 zurückreichen. Dabei handelte es sich nicht nur um die örtliche, sondern auch um die zeitliche Abgrenzung der Weidegebiete (wann, wo und in welchem Umfang geweidet werden durfte) und um seuchenpolizeiliche Vorschriften. Schließlich mußten auch die verschiedenen Interessen der sternenfelsischen Herrschaft und ihrer Linien geregelt werden. Maßgebend war immer „der alte Brauch“. Im Konfliktfall wurde festgestellt, „was galt“, und danach wurde entschieden. Auch die Frage, ob und wie weit die Schafe ähnlich wie das gehörnte Vieh Anteil an der Waldweide haben sollten und welche Triebwege zu benützen waren, wurde in Ordnungen geregelt. Während sich im 16. und 17. Jahrhundert die Auseinandersetzungen zwischen den Schäfern und Bauern in Grenzen hielten, verschärfen sie sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Brache zum Einbau von Kartoffeln und Klee herangezogen wurde und sich die angestammten Weidegebiete verkleinerten. Dies war auch einer der Gründe für den Niedergang der Schäfererei.

Als die Sternenfelser im Jahr 1749 ihren ganzen Besitz in den vier Dörfern Ochsenburg, Leonbronn, Zaberfeld und Michelbach verkauften, war darin auch die Schäfererei mit der Weidgerechtigkeit eingeschlossen. Sie wurde mit 14 100 Gulden veranschlagt. Wie die Berichte des Ochsenburger Stabsamtmanns zeigen, wurde sie in gleicher Weise als Bestandslehen fortgeführt.

Eine besondere Rolle spielte dabei die Mörderhausener Egart (146 Morgen). Es war dies ein breiter Streifen Heide mit einzelnen Bäumen zwischen der äußeren Ehmetkslinge, dem Ochsenstall und dem Untergang am westlichen Ende der Mörderhausener Markung. Ihre Benennung schwankt. Bald heißt sie Mörderhausen unter der Hälden, bald Viehweide unter der Hälden oder Mörderhausener Allmand, doch ist darunter immer dasselbe zu verstehen. Über ihre Entstehung bestanden verschiedene Ansichten. Der Ochsenburger

Stabsamtmann meinte, sie sei aus zwei Ackerzelgen des einstigen zur Wüstung gewordenen Weilers Mörderhausen entstanden, der Forstmeister glaubte, es handle sich um einen Waldteil des Strombergs, der durch unsachgemäßes Beweiden zur Egart geworden sei. Da Wüstung und Weide auch sonst oft zusammengehören, dürfte die erstere Annahme etwas für sich haben.

Im Lauf der Zeit hatten die Bewohner von Leonbronn und Zaberfeld sich die meisten Güter von Mörderhausen angeeignet und aus dem dortigen Wald auch ihr Holz geholt. Um eine gewisse Ordnung in die unklaren Verhältnisse zu bringen, wies man ihnen von beiden Seiten die Egart als Weide zu außer dem Häldegarten, worauf neben der herrschaftlichen Schäferei Ochsenburg auch die Gemeinden Ochsenburg, Zaberfeld und Michelbach den Weidgang mit dem Rindvieh und den Schweinen benützen durften. Die Lage ist im Lagerbuch beim 23. Stein des Markungsumgangs beschrieben: „Rechter Hand liegt der Zaberfelder Eich- und Bürgerwald und die andere Seite des Ochsenburger, Zaberfelder und Leonbronner Weidgangs“. Neben ihnen hatte auch der Kürnbacher Schäfer das Triebrecht auf die Egart, vermutlich weil der angrenzende Wald den Herren von Sternenfels gehörte. Nicht ganz ausgeschlossen wäre auch, daß alte Katzenellenbogensche Rechte vorhanden waren.

Im Jahre 1760/61 wurde vom Ochsenburger Stabsamt die Aufsicht über die Egart dem Oberforstamt Stromberg übertragen, das die Egart als künftige Waldfläche beanspruchte. Die Schultheißen von Zaberfeld und Leonbronn erhoben demgegenüber eigene Ansprüche und versuchten, das Weidrecht den Gemeinden Ochsenburg und Michelbach strittig zu machen. „Es kam“, schrieb der Stabsamtmann 1767, „in Zaberfeld zu tumultuarischen Zuständen mit den alten unruhigen Rädelsführern. Unbegründete Wirtshausplaudereien verwirren ihre Köpfe. Aber ihnen ist das Handwerk gelegt worden.“ Damit ruhte der Streit 10 Jahre lang. Als man 1777 eine Waldvisitation des Ochsenburger Amtes durchführte, wurden wieder die alten Klagen laut. Das Forstamt versprach, Abhilfe zu schaffen, ohne das Stabsamt darüber zu unterrichten. Der Forstmeister verbot nämlich den Schaftrieb auf der Egart grundsätzlich und ließ die Zugangswege sperren. Als nun im Spätjahr 1778 der Ochsenburger Bestandsschäfer ohne Rücksicht auf die aufgestellten Schäublen (Strohwische) zu weiden versuchte, hinderten ihn die Leonbronner auf forstamtliche Anweisung daran, indem sie die alten Weidegräben einwarfen und die Zaberfelder gleichzeitig durch ausgehobene Gräben die Zugänge bei der Stellenklinge sperrten. Dafür bestrafte sie der Stabsamtmann mit 14 Gulden, wohl wissend, daß er damit gegen die Anordnung des Forstamts handelte. Damit entstand ein Behördenstreit. Die Gründe des Forstamts waren einfach: Die Egart sei einst Wald gewesen und zum Holzwuchs bestimmt. Demgegenüber argumentierte der Stabsamtmann Majer, daß nach Ausweis der ältesten Lagerbücher die Egart jahrhundertlang eine Schafweide gewesen und von der sternenfelsischen Herrschaft stets als solche ausgegeben worden sei. Würde man auf ihrer Schließung beharren, dann müsse man mit einer Minderung des Pachtgeldes um 240 Gulden rechnen. Der Forstmeister blieb jedoch bei seiner Ansicht, daß es sich bei der Egart um einen ehemaligen Wald handle, der durch den Viehtrieb erst zur Egart gemacht worden sei. Dieser Ansicht schlossen sich die Gemeindevorsteher von Zaberfeld und Leonbronn an, indem sie aus ihren Rechnungen nachwiesen, daß man vor 50 Jahren (1730) dort noch Holz gehauen habe. Der Weidgang sei nur eine Nebensache. In ihrem Interesse sei es, daß dort wieder Wald hochwachse. Dabei blieb es dann; die Weide wurde wieder Wald und ist es bis heute geblieben.

Auch zwischen den Schäfern und den Forstämtern kam es gern zu Streit. So klagte der Forstmeister bei der Beurteilung der Ochsenburger Gemeindegewälder darüber, daß diese besser aussehen würden, wenn der Schäfer sie nicht beweidete. Nach seinem Bestandsbrief sollte er sie nur „zu fährigen Zeiten“ beweideten. Da die Gemeinde und die Privatleute das Buschholz jedoch nicht über 5 Jahre alt werden lassen, würden die Wälder nie „fährig“, weil hierzu mindestens 12 bis 15 Jahre erforderlich wären, um Schäden beim Beweiden zu vermeiden. Dadurch aber, daß der Schäfer in die jungen Häue fahre, werde der ganze Anflug zerstört.

Nach den Bestimmungen, die vom Schäfer genau zu beachten waren und als „bräuchig“ galten (so 1699), sollte er zu seiner Unterstützung vier gute Hunde halten. Er durfte sie jenseits der Zaber gegen den Stromberg zu frei laufen lassen, diesseits aber mußten sie mit „Bengeln“ am Halsband versehen sein, um ihren Übermut zu zähmen.

Für die Wiesenweide war festgesetzt, daß für Hammel die Wiesen drei Wochen und für Schafe 14 Tage vor Georgii (23. 4.) gesperrt wurden. Bis zum Gallustag (16. 10.) sollte der Schäfer allen Klee im Stupfeld verschonen. Wurde ein Kleefeld umgebrochen, so durfte er zwei Tage zuvor darauf weiden. Bei den Stupfeläckern (abgeerntete Fruchtfelder) sollte der Hirte mit den Rindern drei Tage vor dem Schäfer vorausfahren. Hatte die Herde sog. Auswurf, d. h. Tiere, die man abstoßen und dem Metzger verkaufen wollte, so durften diese Tiere bis zu ihrem Verkauf bei der Herde bleiben und auf die Bannweide getrieben werden. Den Pferch sollte der Schäfer auf den Feldern des Vogtherrn aufschlagen; die Hürden bekam er von diesem gestellt. Doch war es ihm mit Einwilligung der Herrschaft erlaubt, auch auf den Feldern der Bauern gegen das festgesetzte Pferchgeld (Pferchgarbe) zu pferchen.

Während sich früher die Weide der Schäfer und Hirten auf die Stupfel- und Brachäcker beschränkte, änderten sich die Verhältnisse, als der Anbau des Klees und der Kartoffel auf der Brache aufkam. Im Jahr 1773 äußerte sich der Ochsenburger Stabsamtmann dahin, daß der übermäßige Kartoffelanbau die Felder und den Schafweidgang schädige und daher auch den herrschaftlichen Interessen zuwiderlaufe, weil nicht mehr genügend gedüngt werde und dadurch Felder ausmergeln. Wenn man auf den Morgen Brachbau eine Surrogat-abgabe von 30 bis 40 Kreuzern lege, würde dieser von selbst aufhören. Am besten wäre es, den Brachbau ganz zu verbieten.

Um aber dem Wunsch der Bevölkerung nachzukommen, erlaubte die Regierung jedem Bauern, der ein Feld besaß, in seinem Brachfeld zwei Viertel mit Flachs, Rüben, Erbs, Wicken oder Kartoffeln anzubauen, die der Schäfer zu schonen hatte. Doch sollte der Anbau so erfolgen, daß der Schäfer mit seiner Herde durchkommen konnte. Gerade letzteres gab Anlaß zu viel Verdruß, wenn der Zwischenraum zwischen den Feldstücken zu gering war und beim Durchtrieb Flurschaden angerichtet wurde. Daher empfahl die Regierung, die Brachstücke möglichst nebeneinander anzubauen (eine Art erster Flurbereinigung), damit für den Schäfer ein möglichst breites Stück des Brachfeldes übrig bleibe.

Vom Kleefeld sollte der Schäfer vor Johannis Baptista (24. 6.) überhaupt nichts und danach nur den 11. Teil am Rand laut eines Vertrags mit den Kommunen von 1786 beweiden. Der Kompromiß zeigt, daß lange Auseinandersetzungen vorausgegangen sein müssen.

Die Kleeäcker waren von Simon und Juda (28. 10.) bis Mariä Verkündigung (25. 3.) zur Beweidung freigegeben; für die Winterweide galt, daß die alten Schafe bis 14 Tage vor Georgii (10. 4.), die Lämmer bis 8 Tage vor Georgii dort weiden durften, zu anderen Zeiten war das Befahren von Kleeäckern bei Strafe verboten.

Im Sommer hatte der Schäfer eine besondere Sommerweide, im Winter weideten die Schafe sehr oft neben der Gemeindeviehherde. Da die Herde (1812 ca. 650 Tiere) für die Sommerweide an einer Stelle zu groß war, teilte man sie in einzelne Haufen.

Wo es zu Meinungsverschiedenheiten kam, suchte man diese durch Verträge zu regeln. So kam 1543 ein solcher zwischen der Vogtsherrschaft und der Gemeinde Leonbronn wegen des Äckerichs im Wald Halden, 1561 ein weiterer wegen des Triebes mit gehörntem Vieh und schließlich 1627 ein Vertrag zur Beilegung eines Streits zwischen Peter und Michel von Sternenfels wegen des Triebes zustande.

Der erste Ochsenburger Schäfer, der 1610 von der Herrschaft gegen Pacht angenommen wurde, hieß Hans Mayer. Um 1700 begegnet Christoph Schmidt. Deutlicher werden die Verhältnisse von 1716 an. Hier erscheinen Hans Michael Dürner oder Dörner und sein Sohn Franz als Bestandsschäfer in Ochsenburg (1716–37). Das Bestandsrecht galt immer für drei Jahre. Das Pachtgeld selbst setzte sich anfangs aus mehreren Posten zusammen: Eigentliches Pachtgeld pro Jahr 150 Gulden, Weidegeld für zwei Wiesen (Herren- und

Jörgenwiese) 72 Gulden. Dazu kamen noch 4 Gulden Blut- und Lämmerzehnt an den Pfarrer von Kürnbach auf Grund eines alten Rechts. Da der Bestand immer nach Ablauf der Pachtzeit dem Höchstbietenden der Interessenten zugeschlagen wurde, änderte sich die Höhe des Pachtgeldes von Fall zu Fall. In besonderen Fällen (Futterknappheit, Tierseuchen) wurde auch ein Nachlaß gewährt.

Ein Schäfer, der einen Bestand übernahm, mußte ein wohlhabender Mann sein, denn abgesehen vom Pachtgeld für die Weiderechtigkeit hatte er für die gesamte Schafherde selbst aufzukommen. Aus folgender Aufstellung werden die Hauptkosten ersichtlich:

Schafeinkauf für ca. 500 Tiere	1500 Gulden
Winterung	400 Gulden
Hürden, Karren, Hunde	400 Gulden
Taxe und Verleihungskosten	30 Gulden
Kaution	600 Gulden
	<u>2930 Gulden</u>

Im Jahr 1742 wurde die Ochsenburger Schäferei von Ludwig Bernhard von Sternenfels dem Anwalt Johann Christoph Weigand und dem Wirt Johann Jakob Gugenmuß, beide aus Eppingen, für ein jährliches Bestandsgeld von 150 Gulden übertragen. Diese stellten als Schäfer Abraham Wartmann an, doch wurde dieser, da es zwischen ihm und Weigand zu Streitereien gekommen war, durch den Zaberfelder Schäfer Franz Dörner ersetzt (1742–46). 1744 hatte dieser für zwei Jahre auch die Leonbronner Weide zu übernehmen. Auf der Ochsenburger Markung sollte er sommers 500 und winters 325 Schafe halten, auf der Leonbronner Markung so viele, daß die Weide nicht überbelegt war. Das Bestandsgeld war für die Pachtzeit im Jahr auf 600 Gulden und bei Leonbronn auf 60 Gulden festgesetzt.

Der Ochsenburger Schafhof bestand aus mehreren Gebäuden. Er lag unterhalb des Dorfes und ist heute noch teilweise erhalten. Im Schafhaus selbst (15 m lang und 8,4 m breit) waren die Schäferwohnung, ein Schaf- und Rindviehstall und ein Keller untergebracht. Dazu gehörte eine einstockige Scheuer (16,9 m lang, 9,15 m breit und 4 m hoch) und eine einstockige Schafstallung (12,6 m lang, 9,4 m breit), ein Wasch- und Backhaus, ein Schweinestall mit vier Abteilungen, ein Küchengärtle, 3 Morgen Wiesen (der sog. Schafrain) und 1 Morgen Wiese, genannt die Pfarrwiese in den Schafwiesen, und schließlich ein See nebst dem Seedamm (18,6 m lang und 27,5 m breit). Dieser wurde teils als Deuchelsee, teils „als Quelle für Mensch und Tier“ und zum Waschen der Schafe benutzt. Ferner erhielt der Schäfer im Jahr 6 Klafter Holz von der Herrschaft, 1500 Büschel Reisig und Stroh für die Schafe und Stichel für den Pferch. Den Pferch sollten die Beständer allein genießen, d. h., die Pferchgarbe oder das Pferchgeld, das der Benützer des Pferchs zu entrichten hatte, gehörte dem Schäfer allein. Freilich hatte die Herrschaft dabei den Vorrang, wofür das Stroh von dieser geliefert wurde.

Beim Übergang der Herrschaft Sternenfels an Württemberg (1749) war die Ochsenburger Schäferei mit 8250 Gulden, die Zaberfelder Schäferei mit 5820 Gulden, zusammen 14 000 Gulden, veranschlagt. Damals wurde also schon die Zaberfelder Schäferei als eine Unterschäferei von Ochsenburg von einem eigenen Schäfer geleitet. Diese Teilung dürfte schon vor 1713 vorgenommen worden sein. Letztere umfaßte die Weiden auf Zaberfelder und Michelbacher Markung und auf dem Pfitzenhof und war 1749 um jährlich 195 Gulden an Schäfer Wartmann vergeben, während die Ochsenburger Schäferei mit Leonbronn und dem Riesenhof um jährlich 275 Gulden bei Schäfer Dörner blieb. Dazu kam die Pacht der Herren- und Jörgenwiese an beide Schäfer um 126 bzw. 45 Gulden.

Nach dem Übergang an Württemberg änderte sich zunächst nichts, da der Bestandsvertrag mit Franz Dörner noch bis 1752 weiterlief. Erst nach Ablauf dieser Frist wurde die Schäferei neu um 330 Gulden ausbezogen (für 1752/55). Dörner bot jährlich 250 Gulden, also für die dreijährige Laufzeit 750 Gulden, die Regierung verlangte aber jährlich 275 Gulden bzw. für 3 Jahre zusammen 825 Gulden, räumte dann aber bei gleichen Jahresbeträgen eine

6jährige Laufzeit mit 650 Schafen ein (500 auf Ochsenburger und 150 auf Leonbronner Markung). Außerdem wurde Dörner zu einer Kautio in Höhe einer Jahrespacht verpflichtet.

Die württembergische Regierung legte schärfere Maßstäbe an die Pferchgerechtigkeit an. Dörner mußte sich dagegen sichern. 1753 schloß er mit der Gemeinde Leonbronn einen Vertrag, daß diese gegen 72 Gulden die Weide auf ihrer eigenen und der Mörderhausener Egart mit 150 Schafen übernahm, wobei ihr die Benutzung des Pferchs eingeräumt wurde. Außerdem sollte Leonbronn 500 Büschel Reisig von den 1500 Büscheln erhalten, die Dörner zustanden, dagegen erhielt der Ort kein Anrecht am Ochsenburger Schafstall.

Im Jahr 1755 war wieder ein Wechsel im Bestand. Der Zaberfelder Schäfer Abraham Wartmann übernahm die Ochsenburger Schäferei um jährlich 280 Gulden und behielt sie bis 1761 unter den gleichen Bedingungen. Dann kam sie um jährlich 370 Gulden an Simon Kalmbach aus Ötisheim. Sein Subadiutor für Leonbronn war Michael Läßle aus Tamm (seit 1767), der später sein Amt um 80 Gulden an den Schäfer Jerg Hemmich abgab.

Zur Besserung des Ochsenburger Erblehengutes, das dem Stabsamtmann unterstand, sollte der Schäfer auf 25 Morgen Ackerland mit 500 Schafen in 175 Nächten pferchen; davon wurden 50 Nächte dem Zaberfelder Schäfer zugewiesen. Der Weidgang auf der Mörderhausener Egart wurde auf herzoglichen Befehl ausgesetzt.

Im Jahr 1774 kam es zwischen der Gemeinde Ochsenburg und dem Nachfolger Kalmbachs, Schäfer Läßle, zu Auseinandersetzungen, die bis zu Tätlichkeiten ausarteten. Läßle, so hieß es, sei der Bürger Brotdieb und zeige sich hochfahrend, weil ihm vom Stabsamtmann die Stange gehalten werde. Der Grund dieser Differenzen war die Brachweide, das starke Abweiden der Klee- und Kartoffeläcker und die Benutzung des Waldes zur Weide, obwohl dies bei 12 Gulden Strafe verboten war. Der Schäfer seinerseits klagte darüber, daß der Weidgang nicht mehr die 500 Schafe ernähre; ein Drittel bis ein Viertel der Schafe müßten unter den neuen Bedingungen abgeschafft werden. Um die Schwierigkeiten abzuwenden, schlug der Stabsamtmann vor, gewisse weniger wertvolle Felder der herrschaftlichen Meiereihöfe zu Ochsenburg und Zaberfeld zur Schäferei zu ziehen. Das ganze Meiereigut mit je 90 Morgen in jeder Zelge wäre zuviel, aber 30 Morgen der schlechtesten Äcker jeder Zelge könnten dem Schäfer aufhelfen.

Läßle wünschte, den Bestand weitere 18 Jahre unter gleichen Bedingungen beibehalten zu können. Die Einkünfte, so klagte Läßle, würden in den letzten Jahren sichtlich zurückgehen. Das beruhe zum einen auf dem mageren Ochsenburger Schafweidgang, der sich in der Schmälerung des Pferchnutzens auswirke. Denn bisher sei der dritte Teil, d. h. die dritte Fruchtgarbe eines gepferchten Ackers, dem Schäfer zugute gekommen, und deren Anzahl verringere sich deutlich infolge der dürrtigen Böden. Zum anderen könne er die Lämmer ohne erweiterten Kleenutzen nicht durchbringen. Nur dadurch, daß er auf Ochsenburger Markung für 1500 Gulden eigene Güter besitze, habe er sich über Wasser halten können. Um seiner wirtschaftlichen Lage aufzuhelfen, wurde Läßle erlaubt, einen Schritt weit an allen Seiten eines Kleeackers der Brache abfressen zu lassen. Doch sollte er zur Aufrechterhaltung der Ordnung einen Schäferknecht einstellen, der, wie der Schäfer selbst, dem Stabsamtmann zur Huldigung vorzustellen war.

Doch die Streitereien zwischen den Gemeinden und den Schäfern gingen weiter. Diese klagten, der herrschaftliche Schäfer übertrete bewußt die im Lagerbuch festgesetzten Ordnungen, er schädige im Winter und Frühjahr die Wiesen, im Sommer die Brache und im Herbst das Stupfeld, so daß die Bürger ihre Güter „nicht nach Wohlgefallen“ benützen könnten. So kam es zu fast täglichen Ausschreitungen und Zänkereien, vor allem wegen der Beweidung der Kartoffeläcker. Die Ochsenburger verlangten geradezu, den Schäfer abschaffen zu dürfen, wenn er sich nicht an die Konvention halte.

Alle diese Klagen und Auseinandersetzungen wurden mit einem herzoglichen Befehl vom 2. Oktober 1779 geregelt, der am 11. August 1786 bestätigt wurde. Wichtigster Inhalt dieser Erlasse war die endgültige Teilung der ursprünglich Ochsenburger Schäferei in zwei selbständige Schäfereien:

1. Die verkleinerte Ochsenburger Schäferei mit Ochsenburg, Riesenhof, Leonbronn samt den darinliegenden herrschaftlichen Erblehen- und Meiereigütern und der Mörderhausener Markung (Äcker und Wiesen), letztere zusammen mit dem Zaberfelder Schäfer.
2. Die Zaberfelder Schäferei mit Zaberfeld, Ramsbach, Muttersbach, Rößner, Mörderhausener Markung, Michelbach mit Ausnahme des Pfitzenhofs, dessen Bestandsmeier auf den Hofgütern die Weide allein genoß.

Zur Ochsenburger Weide sollten 650 Schafe gehören, wovon 1 Haufe mit 150 Stück auf Leonbronner Markung weidete. Die Zaberfelder Schäferei umfaßte 500 Stück, wovon 100–150 Schafe nach Michelbach zählten. Der Pfitzenhof durfte 75 Schafe halten.

Die Schafe sollten in Haufen von 160 Tieren eingeteilt werden. Somit entfielen auf Ochsenburg 3 Haufen ohne die Leonbronner Herde, auf Zaberfeld 2 und auf Michelbach 1 Haufen. Für den Weidgang und das Brachfeld galten die früheren Anordnungen, doch wurden beim Brachfeld die Vorschriften genauer präzisiert: Im Brachfeld muß der Schäfer den Klee- und das Espen- und Wickenfutter bis nach dem 1. Schnitt, welcher längst bis Johannis Baptista (24. 6.) geschehen muß, gänzlich verschonen, doch soll es nicht so genau genommen werden, wenn die Schafe das Klee- und Wickenfutter ein wenig beschädigen. „Wollte aber nach Johannis Baptista der Klee und das Wickenfutter im Brachfeld noch bis zum Spätjahr benutzt werden, so soll sich der Schäfer mit 1 Schritt breit um einen Klee- und Wickenacker herum begnügen lassen.“ Der 10. Teil sollte dem Besitzer frei belassen werden, der 11. Teil stand den Schafen zur Verfügung. Wenn möglich, sollten der Kleeacker 3 Wochen und die Wiesen 10 Tage vor Georgii (23. 4.) mit den Winterschafen verschont bleiben. Kam es zwischen Gemeinde und dem Schäfer zu Streitigkeiten, so sollte eine „billige“ Aussprache unter Zuziehung eines Unparteiischen stattfinden. Außer der Mörderhausener Egart sollte der Schäfer die übrigen Kommun- und bürgerlichen Wälder meiden, soweit sie vom Förster verhängt (= geschlossen) waren. Diese Ordnung sollte für die 4 Orte in gleicher Weise gelten. Sie wurde 1786 im „Regulativ“ dahin erweitert, daß der Schäfer nach Johannis Baptista (24. 6.) die Kleeäcker auf den Anwanden oben und unten 6 Schuh weit, aber nicht über die Hälfte abweiden lassen durfte. Den im Dinkel- und Haberfeld eingesäten Klee durften Schäfer nach der Ernte nur befahren, wenn das Großvieh zuvor die Stupfeln 3 Tage lang beweidet hatte.

Der Ochsenburger Schäfer Johann Michael Läßle hatte 30 Jahre lang den Bestand inne. 1797 wurde er neu verpachtet und fiel an die Gemeinde Leonbronn als „Bestandsschäfer“ bei einem Pachtgeld von jährlich 650 Gulden und 15jähriger Pachtzeit. Die Gemeinde Ochsenburg war damit nicht einverstanden, weil Leonbronn nur eine kleine Markung besitze (100 Morgen pro Zelg) und die Leonbronner Schafe dann doch nur auf Ochsenburger Markung (pro Zelg 400 Morgen) weiden würden. Auch würde es viel Verdruß mit dem Pferch geben und ganz allgemein wolle man keine Gemeinschaft mit Leonbronn haben.

Der Ochsenburger Stabsamtmann Majer unterstützte die Ochsenburger Einwände, wurde aber von Kammérdirektor Autenrieth in Stuttgart zum Vollzug des Bestands gedrängt. So kam es dann doch zur Übertragung der Ochsenburger Schäferei an die Gemeinde Leonbronn, wohl auch deswegen, weil sie versprach, die Egart in Mörderhausen zu schonen. Läßle bat die Leonbronner, ihn noch 1 Jahr als Gemeindegewerke zu verwenden. Das geschah aber nicht, dafür wurde er von 1799 bis 1804 Schäfer in Zaberfeld.

Im Jahr 1812 war nach 15 Jahren der Bestand der Gemeinde Leonbronn abgelaufen. Jetzt pachtete der Schäfer Michael Büchele die Ochsenburger Schäferei um jährlich 820 Gulden bei 3jähriger Laufzeit. Die Zahl der Schafe blieb dieselbe (650). Die Mörderhausener Egart fiel weg, da dort in der Zwischenzeit Wald hochgewachsen war. Neu zugewiesen wurde dem Schäfer ein 4 Morgen großes Waldstück, die Schanze, das ausgestockt worden war. Auch wurde jetzt die Schäferei der württembergischen Oberschäferei-Inspektion unterstellt, um für einen guten gesunden Bestand zu sorgen.

Auch in den nächsten Jahren war Michael Büchele herrschaftlicher Schäfereibeständer in Ochsenburg. Erst 1823 trat ein grundsätzlicher Wechsel ein: Der Staat (Finanzkammer) verkaufte die herrschaftliche Schäferei (Viehweide) in Ochsenburg und Leonbronn am 21.

November 1823 an die beiden Gemeinden um 15 000 Gulden. Ochsenburg hatte 10 500, Leonbronn 4500 Gulden zu übernehmen. Der Lämmerzehnt der Pfarrei Kürnbach wurde auf beide Orte verteilt. Der Kauf war auf Wunsch der beiden Gemeinden zustande gekommen, und da dem Staat die Schäferei „lästig“ geworden war, stand von seiner Seite dem nichts im Wege. Damit wurde 1823 aus der herrschaftlichen Bestandsschäferei eine Gemeindegeschäferei.

Der Ochsenburger Schäfer behielt weiterhin das von der Gemeinde erworbene Schafhaus. Der Weidgang wurde entsprechend der Markungsgröße begrenzt und reichte von der Leonbronner Markungsgrenze bis zum Riesenhofer Feld und zur Sternenfelser Straße. Kleeäcker sollten höchstens 16 Fuß (= 4,5 m) abgeweidet werden. Wie bisher hatte jeder neue Bestand eine dem Bestandgeld entsprechende Summe als Kautions zu stellen. Der Pferch blieb weiterhin dem Schäfer überlassen, dagegen gehörte der Dung der Gemeinde. Als im Jahr 1824 der Pachtvertrag ausgelaufen war, übernahm Friedrich Götz die Gemeindegeschäferei für 500 Gulden.

Im folgenden sollen die Ochsenburger Gemeindegeschäfer genannt werden:

Michael und Friedrich Götz 1827–30 (500 Gulden), Michael Götz 1830–36 (575 und 600 Gulden), Johannes Hagdorn 1836–39 (760 Gulden), Christoph Kohlhammer 1840–46 (770 und 600 Gulden), Friedrich Götz 1846–49 (621 Gulden), Friedrich Thumlert 1846–54 (400 und 500 Gulden), Jakob Heinrich 1854–60 (500 Gulden), Georg Thumlert 1860–63 (540 Gulden), Michael Dobler 1863–69 (532 und 615 Gulden), Friedrich Maier von Michelbach 1869–71 (503 Gulden), Michael Götz 1872–81 (532, 912 und 825 Mark), Johann Mayer von Michelbach 1881–90 (830, 865 und 1026 Mark).

Im Jahr 1889 wurde durch Gemeinderatsbeschluss die Gemeindegeschäferei aufgegeben. Seither wurde die Weide zuweilen von Wanderschäfern im Winter bezogen.

Anmerkungen

1) Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 248 Bü 1401.

2) Theodor Bolay, Sternenfelsische Vorschriften und Gesetze in Zaberfeld, in: Zeitschrift des Zabergäuvereins, Jg. 1962, S. 55.

Vereinsmitteilungen

Jahreshauptversammlung 1983

Zur Jahreshauptversammlung 1983 trafen sich rund 65 Mitglieder und Freunde des Vereins am 23. Oktober 1983 morgens um 10 Uhr in Sachsenheim-Hohenhaslach. Am sog. „geologischen Fenster“ erläuterte der 1. Vorsitzende Dr. Otto Linck den Gesteinsaufbau des Strombergs. In der Heilbronner Stimme vom 24. 10. 1983 lesen wir dazu:

An dieser Grube hatte der langjährige Forstamtsleiter und Geologe Otto Linck zusammen mit Professor Carlé vor rund 30 Jahren nachgewiesen, daß der heutige Stromberg einmal eine Mulde gewesen sein muß. Anhand der Gesteinsschichten mit seinen Verwerfungen, die an dieser Mergelgrube anschaulich verfolgt werden können, wurde damals der Beweis für die Absenkung des Gebiets erbracht.

Dr. Otto Linck erläuterte dem interessierten Publikum ausführlich dieses Phänomen, bevor die Gruppe wieder hinunterging in den Ort, um sich dort über die Ortsgeschichte und den Werdegang der evangelischen Kirche informieren zu lassen.

Über die Ortschronik von Hohenhaslach referierte Erich Buhl, der über dieses Thema auch ein Buch geschrieben hat. Die Gemeinde Hohenhaslach wurde im Jahr 800 nach Christus erstmals urkundlich erwähnt, damals bestand der Ort vorwiegend aus Herrensitzen. Von den Weinbergen Hohenhaslachs war erstmals im Jahr 1100 die Rede. Schwere Schicksalsschläge hatten die Bürger des Städtchens im Laufe der Jahrhunderte zu verkraften. So die Zerstörungen während des 30jährigen Krieges, die Pest im Jahre 1635, die 300 Menschen hinwegraffte, zwei verheerende Feuersbrünste im 19. Jahrhundert und ein Unwetter, das 1842 Ernte und Vorräte wegschwemmte. Heute hat die vorwiegend protestantische Gemeinde rund 2000 Einwohner.

Pfarrer Helmut Rathfelder erläuterte den Gästen vom Zabergäuverein die Entstehungsgeschichte seiner St.-Georgs-Kirche, von deren ältestem Teil, dem Chor, man annimmt, daß er vom gleichen Baumeister errichtet wurde wie die Lauffener Regiswindiskirche. Der Pfarrer wies die Besucher besonders auf die alten und wiedergefundenen Fresken aus frühgotischer Zeit hin und erzählte ihnen die bewegte Geschichte der Orgel, die heute im Chor ihren endgültigen Platz gefunden hat. Als Höhepunkt und Abschluß der Exkursion spielte Helmut Rathfelder ein Stück auf dieser Orgel.

Zweiter Vorsitzender Dr. Tilmann von der Kall dankte den drei Referenten für ihre anschaulichen Erläuterungen.

Am Nachmittag begann man um 14.20 Uhr im Vereinsheim des Musikvereins Ochsenbach mit dem geschäftlichen Teil der Jahreshauptversammlung. Knapp 80 Mitglieder und Freunde waren dazu gekommen.

Zunächst zeigte Dr. Gerhard Abfahl die historischen Verbindungen zwischen dem Zabergäu und dem Kirbachtal auf. So gehörten Ochsenbach und Spielberg jahrhundertlang zum Amt Güglingen. Weiter wurden die Waldgebiete des nordöstlichen Strombergs vom Zabergäu aus betreut. Bis heute überschreitet die Forstverwaltung die Kreisgrenze. Zum Forstamt Güglingen gehören Wälder, die auf der Markung der Stadt Sachsenheim liegen.

An diese Ausführungen schloß der Schriftführer des Vereins, Horst Seizinger, seinen kurzen Bericht an. Die Jahreshauptversammlung 1982, die Exkursion nach Dürrenzimmern und eine Ausschußsitzung waren die Veranstaltungen, die der Schriftführer kurz streifte, weil jeweils ausführlich in den Zabergäuheften darüber berichtet wurde. Der anschließende Überblick über die Mitgliederbewegung gab Anlaß zur Sorge. Waren es 1980 noch 463 Mitglieder, so ist die Zahl 1983 auf 451 gesunken. Neueintritte waren am Tag der Versammlung 4 zu verbuchen, inzwischen sind 2 weitere Mitglieder beigetreten, darunter erstmals eine Schülerin.

Der Kassenbericht, den für den verhinderten Kassenverwalter der Schriftführer vortrug, schloß zwar für 1983 mit einem Plus von DM 1521 ab, noch ist aber das Heft 4 nicht erschienen und natürlich auch noch nicht abgerechnet. Um das Heft bezahlen zu können, wird man ein wenig die Reserven anpacken müssen. Eine Beitragserhöhung, so Horst Seizinger, ist aber noch nicht notwendig.

Nach dem geschäftlichen Teil hielt Dr. Klaus Ruge den Hauptvortrag des Tages über das vorwiegend naturkundliche Thema: „Die Tierwelt des Strombergs im Wandel der Zeiten unter besonderer Berücksichtigung der Vögel.“

Der Redner gestand zu Beginn seines Vortrages ein, daß es ihm eigentlich nur mangelhaft gelungen sei, die geschichtliche Komponente des Themas zu ergründen. Während heute sich Veränderungen

sehr rasch vollzogen, oft zu rasch, während man heute die Veränderungen der Tier- und Pflanzenwelt sorgfältig registrierte, hätten sich früher Wandlungen nur in langen Zeiträumen vollzogen, aufgeschrieben sei zudem nur wenig. Beispielsweise wird in einem alten Schriftstück die Tierwelt des Strombergs mit einem einzigen Satz abgetan: „Von den Säugetieren ist nicht viel zu erwähnen, lediglich das Auftreten der Wildkatze wird verstärkt beobachtet.“ Buch geführt wurde von verschiedenen Stellen dann über das Vorkommen von Störchen, dazu zeigte der Redner ein abgelichtetes Schreiben eines Forstmeisters Linck aus Güglingen, in dem dieser erfreut das Auftreten eines Storchpaares seiner vorgesetzten Dienststelle meldet. Besagter Forstmeister, heute Vorsitzender des Zabergäuvereins, ist schon längst Ruheständler und hat später nie mehr ein Storchchenpaar auf einem Güglinger Dach brüten sehen. Wie viele andere Tierarten, so ist auch der Storch auf der „roten Liste“, auf der Tiere vermerkt sind, die bei uns vom Aussterben bedroht sind. „Immer mehr Leute erkennen“, so Dr. Klaus Ruge, „daß die Natur geschützt werden muß. Aber bringen wir es fertig, Frieden mit der Natur zu schaffen?“ Wie sich heute die Natur darstellt, wurde zitiert aus einem Aufsatz, den Dr. Otto Linck 1952 schrieb: „Vor der Rodung war unser Gebiet vorwiegend Eichenwaldgebiet, heute ist es Kulturlandschaft geworden. Wald, Weinberge, Obstgärten, Wiesen und Äcker und schließlich Ortschaften wechseln miteinander ab.“ Jede Tierart ist mehr oder weniger stärker an diese Kulturlandschaft gebunden. Die Schleiereule beispielsweise ist eng auf Siedlungen angewiesen, sie nistet in Kirchtürmen, Scheunen oder Häusern. Wo aber Kirchturmfenster vergittert werden, damit keine Tauben mehr reinkommen, können auch Schleiereulen nicht mehr brüten. Hier ist Abhilfe ohne große Schwierigkeiten möglich, anderswo werden Lösungen schwieriger. Wenn etwa bei der Rebflurbereinigung des Michaelsberges größere Hohlwege verschwinden, Hecken abgeschlagen werden, wird auf lange Zeit Tieren und Pflanzen der Lebensraum entzogen. Erfreuliche Fortschritte sind auch hier zu verzeichnen. Wo man vor Jahren noch bei Rebflurbereinigungen Waldränder einfach gleichmäßig abgetragen und unmittelbar bis an die Ränder Weinstöcke gepflanzt oder Wege gezogen hat, läßt man heute breite Streifen mit unterschiedlicher Bewachung stehen, damit Tiere und Pflanzen Lebensräume finden. Auf Dias zeigte der Redner dann verschiedene Tierarten wie Feldlerche, Brachvogel, Wendehals und eine Reihe von Faltern, die heute bei uns nur noch selten oder gar nicht mehr vorkommen, weil für sie die notwendigen Bedingungen kaum mehr gegeben sind.

Eine andere gegenseitige Abhängigkeit wurde am Beispiel Feldmaus–Mäusebussard an einer Grafik erläutert. So stellt man in Jahren, in denen Feldmäuse vermehrt auftreten, auch größere Gelege von Bussarden fest.

Nach diesen Ausführungen über eine Reihe von Tieren befaßte sich der Redner ausführlich mit dem Mittelspecht und dem größeren Verwandten, dem Buntspecht. In ganz unterschiedlichen Bereichen des Waldes halten sich diese Vögel vorwiegend auf, einmal im oberen Kronenbereich hoher Bäume, einmal im Stammbereich. Nur wenn sie die entsprechenden Bedingungen vorfinden, bleiben sie uns wohl erhalten. Die Annahme, der Specht hole für seine Brut mit seinem kräftigen Schnabel vorwiegend Larven, die unter der Rinde der Bäume leben, ist nicht richtig. Den weitaus größten Teil der Nahrung für die Jungen findet der Specht am Boden, auf der Rinde und auf den Blättern: es sind Ameisen, Raupen u. a. m. Relativ häufig kommt im Stromberg noch der Schwarzspecht vor. 100 ha pro Schwarzspechtpaar sind es hier, während anderswo dreimal soviel Wald notwendig ist. Er braucht Bäume, die groß und alt sind, sie gibt es offenbar im Stromberg. Noch nicht wurde der Dreizehenspecht bei uns beobachtet. Zum Glück, denn ihn trifft man vorwiegend dort an, wo das Waldsterben schon weiter fortgeschritten ist, etwa im Schwarzwald. Sein Auftreten ist zum Alarmzeichen für den Wald geworden. Eine besondere Bedeutung haben auch die verlassenen Spechthöhlen, in sie ziehen Bienen, Hohltauben, der Raufußkauz, der Edel- und Baumarder, aber auch der Siebenschläfer als Nachbarbewohner ein.

Im letzten Teil seiner Ausführungen zeigte dann Dr. Ruge noch Bilder von Tieren, die hier einmal heimisch waren, aber jetzt ausgestorben sind oder um deren Schutz und Ansiedlung man sich besonders bemüht. In den Wäldern gibt es vereinzelt wieder Wildkatzen und Haselmäuse. Dort, wo Wasser ist, leben die Sumpfschildkröte, der Laubfrosch und die Unke. Mit Schutzzäunen, Tunnels und Teichen versucht man die Kröte vor ihrem Feind „Auto“ zu schützen. In den Weingärten gibt es noch vereinzelt – oder schon nicht mehr! – die Smaragdeidechse, häufiger die Mauereidechse. Den roten Milan sieht man wieder kreisen, beim Michelbacher See brüteten im Frühjahr erstmals Graureiher. Die Vogelwarte Karlsruhe hatte im Jahr zuvor dem DBV, Ortsgruppe Zaberfeld, geschwächte oder verwundete Tiere übergeben. Sie wurden in einer Voliere gepflegt, danach freigelassen, sie sind hiergeblieben – ein gelungenes Beispiel, wie eine weitgehend zurückgegangene Tierart wieder heimisch werden kann. Nur auf beschränkte Zeit? Die Bäume, auf denen die Vögel nisten, sind vom Waldsterben gezeichnet.

Wie das letzte Beispiel eindringlich zeigt, hat der Vortrag den rund 80 Teilnehmern der Versammlung hervorragende Einblicke gegeben in aktuelle Probleme des Natur- und Umweltschutzes, aber auch ein wenig das Vergangene gestreift. Schade nur, daß die Enge des Raumes, das Fehlen einer großen Lichtbildwand und einer Lautsprecheranlage den guten Gesamteindruck ein wenig gestört haben.

Buchbesprechung

Sagen aus dem Zabergäu. Gesammelt und herausgegeben von Theodor Bolay. Mit 5 Scherenschnitten und 1 Karte. 2., erweiterte Auflage. Vaihingen/Enz: Melchior 1983. 71 Seiten. DM 14,80.

Die zweite und gegenüber der ersten aus dem Jahr 1931 um 61 Sagen erweiterte Auflage enthält mit Varianten insgesamt 155 verschiedene Sagen aus dem Stromberggebiet, dem Zabertal, dem Gebiet des Heuchelberges sowie Sagen um Feldkreuze. Vorangestellt wurde Eduard Mörikes „Erzengel Michaels Feder“. Bei diesem von Theodor Bolay, dem langjährigen Schriftleiter der Zeitschrift des Zabergäuvvereins, gesammelten Volkssagen handelt es sich, wie der Autor im Vorwort bemerkt, um „mündliche, im Volke umgehende und sich von Generation zu Generation fortpflanzende Berichte über seltsame Erlebnisse, um Erklärungen und Erscheinungen von sonderbaren Dingen, Wesen und Gestalten, die einst das Gemüt der Leute beeindruckt und ihre Phantasie beschäftigt haben.“ Es ist das Verdienst von Theodor Bolay, das Sagengut des Zabergäus in einer Zeit, in der die Sagenbildung nicht mehr gepflegt wird, vor dem Vergessenwerden bewahrt zu haben. Erfreulich auch, daß der Verlag Melchior durch einen kostspieligeren Neusatz die Lesbarkeit des Buches gegenüber der ersten Auflage deutlich verbessert hat.

Alt-Ludwigsburg. Ein Stadtbild von Otto Linck, mit fünfzig Zeichnungen von Georg Lebrecht. Unveränderter Nachdruck der 1920 erschienenen Ausgabe. Vaihingen/Enz: Melchior 1983. 133 Seiten. DM 19,80.

Otto Linck fertigte diesen Rundgang durch das historische, künstlerische und poetische Ludwigsburg im Jahr 1918.

Georg Lebrecht, ein in Schlesien geborener und an der Stuttgarter Kunstakademie unter Haug ausgebildeter Künstler, schuf hierzu die Zeichnungen. Ein ansprechender Nachdruck, der besser als die Originalausgabe ausgestattet ist.

W. A.

„Zur Geschichte von Niederhofen. Festvortrag anlässlich der 650-Jahr-Feier am 11. Dezember 1982“ von Wolfram Angerbauer	1
„Die Flurnamen von Niederhofen“ von Theodor Bolay	10
„500 Jahre Landgraben und Landturm mit Heuchelberger Wartturm bei Nordheim und ihre Bedeutung bis in die neuere Zeit“ von Karl Wagner	21
„Ein Hohenecker Weingärtner reist 1835 durch Württemberg“ von Theodor Bolay	33
Vereinsmitteilungen	35
„Das Gasthaus ‚Zum Grünen Baum‘ in Botenheim“ von Theodor Bolay	37
„Die Bromberger Mühle“ von Ernst Ott	44
„Unter dem Hakenkreuz“ (Aus „Ein halbes Jahrhundert als Güglinger Bürger“) von Hermann Krauß	48
„Zur Geschichte von Weiler an der Zaber. Festvortrag anlässlich der 700-Jahr-Feier am 17. Juni 1983“ von Wolfram Angerbauer	57
„Bedeutende Persönlichkeiten aus Bönningheim (III)“ von Elisabeth Zipperlen	63
„Die Schäfereien des oberen Zabergäus (I)“ von Gerhard Aßfahl	66
Vereinsmitteilungen	74
Buchhinweise	76

Titelbild:

*Weiler an der Zaber um 1680
(nach Kieser)*

*Foto und Vorlage:
Hauptstaatsarchiv Stuttgart
H 107/16 Nr. 5*

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: 7129 Güglingen
Schriftleitung: Dr. W. Angerbauer
Jahresbeitrag: 20,- DM
Girokonto: 005 78159 9 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
Druckerei und Verlag
7129 Brackenheim